

Gestrandete Träumer

Ohne ihre Eltern haben sie die lebensgefährliche Seereise von Afrika zu den Kanaren gewagt: Jungen wie Ibrahim, Jabir und Henry. Wer es bis hierher schafft, bekommt vom spanischen Staat eine echte Chance – solange er minderjährig ist / Von Marcel Burkhardt

Klar hat er bei dem Boot geholfen. „Si, claro“, sagt Ibrahim mit fast kindlich weicher Stimme und seine hellwachen Augen verraten Unverständnis. Die senegalesische Flagge hat er mit aufgemalt und die Planken weiß und blau getüncht – war um denn auch nicht – alle haben geholfen. Dabei wollte keiner der Jungen mehr etwas mit einem solchen Boot zu tun haben. Und ganz besonders Ibrahim nicht.

Nur einen Steinwurf entfernt liegt das Fischerboot in der staubigen Erde, im Industriegebiet von Arinaga, Sektor P3N, Gran Canaria, vor dem Eingang des größten Zentrums für minderjährige Einwanderer auf der Insel. Der Rumpf ist bepflanzt mit Agaven und Geranien. Im Sonnenlicht strahlen die Farben von Marokko, Mali, Mauretanien und dem Senegal, Gambia, Guinea, Nigeria und der Elfenbeinküste. Die Nusschale hat dem Ozean getrotzt und einen Haufen Jungen aus Westafrika auf die Kanaren gebracht, nach Europa, ins gelobte Land – mehr als 1000 Kilometer südlich von Gibraltar, nur 100 Kilometer westlich von Marokko.

Für die Jungen, die mit diesem Boot ankamen, ist es ein Symbol für den geglückten Start in ein neues Leben. Wie alle hier, ist auch Ibrahim mit so einem Boot gereist. „Die einzige Möglichkeit“, sagt er knapp. Der Senegalese wirkt zierlich, schüchtern und verletzlich wie ein Dreizehnjähriger. Pff, zischt er, 18 sei er vor ein paar Tagen geworden. Er kneift die Augen zusammen, schaut entschlossen. Außer diesem Blick deutet nichts auf seine Stärke und seinen Willen hin – und doch hat er es auf dem gefährlichsten Weg nach Europa geschafft. Sieben Tage waren sie dem Atlantik ausgeliefert. An Bord zu viele Menschen, zu wenig Trinkwasser. „Viele kannten das Meer nicht, sie haben vor lauter Durst Salzwasser getrunken“, sagt Ibrahim. Er hat sie jämmerlich sterben sehen, erreichte Fuerteventura selbst halb tot.

Ankommen, arbeiten, viel Geld verdienen und damit der Familie daheim helfen. Das war Ibrahim's Plan zu Beginn der Reise, 2007, in Dakar. 15 Jahre alt ist er damals, ein schmaler Bursche, der seit Jahren für einen Onkel schuftet, ohne dass er vom dem Lohn leben kann. Er will raus, unbedingt. „Buscar la vida!“ – Das Leben suchen“, sagt Ibrahim so vollmundig, als wolle er das Leben mit einem großen Sack einfangen, das Glück nicht mehr loslassen.

Jabir gehört zu den Glücklichen im Heim: Bald fängt er seine Lehre an

Aus einem weit geöffneten Fenster dringt laute Reggae-Musik nach draußen. Gabriel Orihoela Solares – 29, groß und schlaksig – schaut irritiert und ruft dann: „Sind wir hier im Irrenhaus?“ Eilig läuft der Heimleiter hinauf in den ersten Stock, in ein himmelblau gestrichenes Zimmer. Henry, ein 17-jähriger Bursche aus Nigeria, verehrt Bob Marley und begrüßt Orihoela mit „Hola Gabi“. Ihr Handschlag klatscht laut. „Musst du nicht längst auf dem Weg zur Werkstatt sein?“ – „In zehn Minuten.“ – „Wie läuft das Praktikum?“ – „Alles prima! Wenn Gott will, habe ich bald einen Job.“ Henry lernt gerade, Tische zu zimmern.

Sein Zimmer, das er mit Ibrahim und zwei anderen teilt, wirkt auf den ersten Blick spartanisch. Hinter Vorhängen versteckt gibt es aber einen Bildschirm, eine Playstation und einen Fernseher, auf dem Bildschirmanzeige gerade Lady Gaga räkel. Henry lehnt an seinem Bett, wirkt lässig wie ein NBA-Basketballstar. Er will Schreiner werden, träumt von 1000 Euro im Mo-

nat, „eben was die anderen bekommen“.

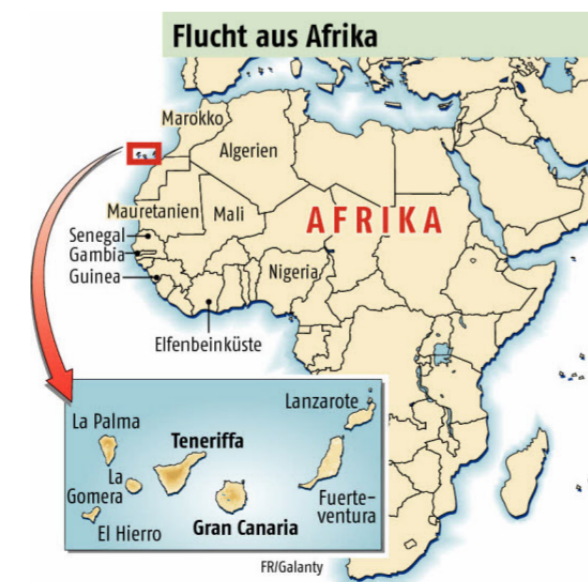
Gabriel Orihoela lächelt, lässt sich seine Sorgen nicht anmerken. Einen guten Job zu finden, das kommt heute auf den Kanaren einem Lottogewinn gleich. Jeder vierte Canario hat keine Arbeit. Bei den Jungen unter 25 sind es sogar 40 Prozent. Orihoela hat die Zahlen im Kopf, aber er konfrontiert seine Jungs damit nicht ständig. Gegen ihren Frust soll ein straffes Programm helfen, das mit Spanischlernen beginnt und über Praktika im Idealfall in eine Lehrstelle mündet. Orihoela hat Klinken geputzt bei lokalen Handwerkern, Hotels und Restaurants. Mit Erfolg: Inzwischen unterstützen 17 Betriebe das Projekt, nehmen Praktikanten und Lehrlinge auf. Rund die Hälfte der 47 Jungen im Heim wird in diesem Jahr 18 – acht haben schon einen Vertrag. Jabir ist einer der Glücklichen. In ein paar Tagen wird er als Zimmerjunge anfangen. Was will er mit dem ersten Lohn anfangen? „Nach Italien schicken.“ Weshalb? „Mein Bruder lebt dort, er hat mir 800 Euro für die Fahrt hierher bezahlt, die kriegt er jetzt zurück.“

Viel Geld verdienen, das ist der Traum aller Jungen – Mädchen leben keine im Heim; sie wagen sich viel seltener auf den gefährlichen Seeweg. „Manche Jungs haben in Afrika gearbeitet, seit sie sieben sind“, sagt der Heimleiter. „Wenn sie mit 14 hier ankommen, verstehen sie nicht, wieso sie nicht gleich jobben dürfen.“ Über das Arbeitsverbot für Minderjährige wundern sie sich nur. „Manche sehen dann zum ersten Mal eine Schule von innen, die haben vorher wie in der Steinzeit gelebt“, sagt Orihoela und sieht nicht aus, als reiße er Witze. „Da musst du bei null anfangen.“ Für manche heißt das: lernen, einen Stift zu halten, zu schreiben, zu rechnen. Dazu eine neue Sprache. Viele Schritte auf einmal.

Javier Quintana – ein Mann mit Elan und Engelsgeduld – hilft ihnen. Den Jungs, die jetzt vor ihm sitzen, hat er schon ein Jahr lang Spanisch beigebracht. Er hängt eine Landkarte an die Tafel und erklärt daran das spanische Provinzsystem. „Sevilla, Córdoba, Granada...“, zählt er auf. „Und wie steht's mit Melilla?“, will ein Junge wissen. Die spanische Exklave in Nordafrika, ein mit Stacheldraht umzäunter Vorposten der Festsung Europa. Die Jungen diskutieren plötzlich lebhaft, wie das sein kann, eine spanische Stadt in Nordafrika und die Afrikaner dürfen



Alltag am Strand von Gran Tarajal auf der Kanareninsel Fuerteventura: Ein afrikanischer Flüchtling robbt sich mit letzter Kraft an Land – Hunderte sterben jedes Jahr bei der Überfahrt; die Überlebenden erwarten Hilfe. JUAN MEDINA/RT, MARCEL BURKHARDT (4)



„Ich werde fliegen“: Ibrahim, 18.



Musiklehrer Aly, 33: „Afrika ist so reich.“



Henry, 17, macht eine Lehre als Zimmermann.



Gabriel Orihoela, 29, leitet das Kinderheim.

nicht rein. Quintanas Augen funkeln, ihn freut das Interesse. „Bei solchen Themen sind die Jungs voll dabei, da läuft der Unterricht wie von selbst.“

56 Frauen und Männer arbeiten im Schichtbetrieb für das Heim, alle packen an mehreren Stellen mit an. Der Spanischlehrer etwa geht nach dem Unterricht direkt in den Speisesaal. Drei Uhren hängen da: Eine zeigt die Inselzeit, eine die Zeit in Madrid, die dritte ist für Westafrika. Es riecht frisch geputzt, nach Chlor. Quintana bindet sich eine Schürze um und deckt die Mittagstische. Es gibt Fisch, der noch im heißen Öl schwimmt, das es brodeln und zischt. Die Jungs kommen in kleinen Grüppchen. Ein Marokkaner hämmert mit beiden Fäusten gegen die Küchentür: „Hunger!“, schreit er, bevor er ein randvolles Tablett be-

kommt, das er ruckzuck leeren wird. „Na, hör mal“, ruft der Heimleiter. Der Junge geht auf Orihoela zu und fragt: „Wo bleibt eigentlich das Taschengeld?“ – „Es gibt keins mehr! Schaust du keine Nachrichten? Der Staat muss sparen.“ Die Jungs prusten los.

Beim Thema Geld ist Carmen Steinert-Cruz gerade eher nicht zum Lachen zumute. Im zweiten minderjährige Afrikaner ohne ihre Eltern zu den Kanaren durchzuschlagen; viele sind inzwischen erwachsen und leben in Spanien. Akmert kümmern sich der Staat und einige Hilfsorganisationen wie Mundo Nuevo in Arinaga weiter

um etwa 700 Minderjährige. An Geld hat es immer gemangelt, aber wegen der Euro-Krise wird es jetzt brenzlig. Premier Zapatero will 65 Milliarden Euro sparen, auch bei Kinder- und Jugendprogrammen. „Was hier noch ankommt, ist ein Tropfen auf dem heißen Stein“, sagt Steinert-Cruz und verzieht den Mund. Trotzdem hofft sie: „Wir werden die Jungs in unsere Gesellschaft integrieren, das ist schlicht unser Auftrag.“

Was aber, wenn sie 18 werden und ihre Arbeitskraft nicht gebraucht wird? Was ist mit den Schlagzeilen über „willkürliche Hetzjagden“ der Polizei auf Menschen ohne Papiere? Selbst Polizeigewerkschaftler beschwerten sich doch über den Druck von oben, über „Fangquoten“. Immigrantenverbände rügen, dass die Regierenden

in der Krise möglichst viele Einwanderer ohne Papiere loswerden wollten. Der Innenminister spricht zwar von einem Missverständnis, er lasse nur Verbrecher bekämpfen, aber das Bild auf den Straßen ist ein anderes. „Das ist ein schwieriges Thema“, sagt Steinert-Cruz vorsichtig. Es klopft an der Tür, der nächste Termin. Zum Abschied noch eines: „Abschieben bringt gar nichts, die große Mehrheit der Jungs würde die Reise sofort wieder antreten.“

In der Calle Sargento Llagas, im 7. Stock eines Wohnblocks im Zentrum von Las Palmas, sitzt der Senegalese Aly Thioune, 33, und wuschelt durch seine Rastalocken. „Klar würden sie es wieder versuchen, weil sie daheim einfach keine Perspektive haben“, sagt er. Im Wohnzimmer probt seine Band. „Afrika, Afrika, wach auf Afrika...“, singen sie. Es klingt wehmütig.

Ibrahim will irgendwann zurück in die Heimat – aber nie wieder im Fischerboot

Aly, eigentlich studierter Musiklehrer, hatte jahrelang ohne Papiere als Tomatenpflücker in den Plantagen von Gran Canaria geschuftet, bevor er als Chauffeur und Küchenhilfe im Heim von Arinaga unterkam. Der neue Vollzeitjob bringt ihm 840 Euro im Monat. Er ist glücklich. „Viel leicht habe ich von etwas anderem geträumt“, sagt er. „Aber ich kann damit mein Essen, die Miete und das Auto bezahlen.“ Einmal im Jahr fliegt er mit seiner Band in den Senegal. Sie singen auf einem Festival und versuchen, das Europa-Bild der Jungen zu entzaubern. „Aber da hast du kaum eine Chance“, sagt Aly und nimmt einen Schluck Minztee. Afrika, sagt er, ist so reich und hat seinen Kindern noch immer so wenig zu bieten.

Doch egal, was Aly den Jungen erzählt: Die Vision von einer goldenen Zukunft in Europa lassen sie sich nicht zerstören. Ibrahim sagt: „Ich sehe doch, wie reich die Menschen tatsächlich sind, und ich glaube mehr denn je, dass ich hier mein Glück machen kann.“ Er spricht fast perfekt Spanisch, hat gute Noten. In einigen Tagen muss er das Heim verlassen, dann beginnt er eine Bäckerlehre.

Beim Fußballspiel im Hof wirkt Ibrahim fast schwerelos, obwohl er in Badeschlappen antritt. In einer Pause schlurft er in den Schatten. Winzige Schweißperlen glänzen auf seiner Haut. Er blinzelt und sagt plötzlich: „Irgendwann werde ich zurückgehen.“ Ibrahim trinkt einen großen Schluck Ananasaft. „Ich werde im Senegal Ferien machen, meiner Familie Geschenke bringen.“ Er zerdrückt die Saftschachtel, blickt durch den Zaun nach draußen. „Aber nicht so, mit Gottes Hilfe nie mehr so“, sagt er und macht einen Wink zu dem Fischerboot, das dort in der Erde liegt. „Ich werde fliegen!“ Ibrahim zeichnet die imaginäre Route in die Luft: „Einmal hin nach Dakar – und dann ganz sicher wieder zurück.“